



Leonhard Höck sen.  
**Leoganger Sagen**



Leonhard Höck sen.

# **Leoganger Sagen**

Herausgeber: Gemeindeamt Leogang, A-5771 Leogang, Nr. 4  
August 2013

Autor: Leonhard Höck sen.

Text: Carina Riedlsperger

Layout: Thomas Müllauer

Druck: Druckerei Schreder, Saalfelden

Titelbild: Am Asitz; Thomas Müllauer

## Inhalt

<b>Das Besenwawal</b>	<b>7</b>
<b>Der Bichlgeist</b>	<b>8</b>
<b>Das Birnbachloch</b>	<b>10</b>
<b>Die Embachalm</b>	<b>12</b>
<b>Frau Percht</b>	<b>14</b>
<b>Das Goldbründl am Spielberg</b>	<b>16</b>
<b>Die Hinterriedermagd und der Teufel</b>	<b>18</b>
<b>Die Kette um unsere Kirche</b>	<b>20</b>
<b>Das Melkerloch</b>	<b>22</b>
<b>Der Müllerfuchs</b>	<b>25</b>
<b>Der Oniwurfgeist</b>	<b>29</b>
<b>Die Pucherhäuslquelle</b>	<b>31</b>
<b>Saaleck</b>	<b>34</b>
<b>Die steinernen Brotlaibe</b>	<b>36</b>
<b>Der versteinerte Jäger</b>	<b>38</b>
<b>Der Wettermacher-Thomal</b>	<b>40</b>
<b>Die wilden Frauen vom Roßboden</b>	<b>41</b>



## Das Besenwawal

Vor gar nicht allzu langer Zeit war der Hexenglaube auch in Leogang lebendig, so wie überall im Lande. Die Leute glaubten damals fest daran, dass es Weibsbilder gäbe, die im Bunde mit dem Teufel Vieh verzaubern, Hagelgewitter herbeiziehen und dergleichen Dinge könnten.

In Hirnreit musste einst eine solche Hexe ihr Unwesen treiben, das war so klar wie ein Bergquell, denn beim Vorderrieder streckten die jungen Ferkel schon die Beine von sich kaum, dass die Sau sie geworfen hatte. Der Haschtlbäuerin ging der Butter schon seit Wochen nicht mehr richtig zusammen, so sehr sie sich auch abmühte und unermüdlich den Rührkübel schwang. Beim Sinnlehen, beim Hoanzbauer, aber auch beim Huberbauer fanden sie in den Legenestern der Hühner so selten Eier, dass es kaum mit rechten Dingen zugehen konnte.

Tatsächlich! Seit einigen Wochen trieb sich in der Gegend ein zusammengeschrumpftes Bettelweib herum. Es hatte unzählige Fältchen und hässliche Warzen im Gesicht. Bald galt sie bei den Leuten als boshafte Hexe, die mit einem Paar Holzschuhen an den Füßen von Hof zu Hof zog und man nannte sie nur noch das Besenwawal; galt doch der Besen als zur Hexe gehörend wie zum Jäger die Büchse.

Besonders den Bäuerinnen war das Weiblein unheimlich, denn seine Augen blickten stets boshaft und ungeheuer neugierig in der Küche oder in der Stube umher. Was den Bäuerinnen aber besonders unangenehm war, sie fanden nur selten Eier, wenn das sonderbare Weib sie besuchte. Die Eier sollten ihr dabei selbst entgegenrollen, wenn sie am Hühnerstall vorbeikam.

Das Wawal sollte einst eine bildsaubere, aber stolze und eingebildete Magd gewesen sein, die häufig vor Übermut nur darüber nachdachte, womit sie die anderen ärgern konnte. Als Strafe

dafür wurde sie in ein hässliches Weib verwandelt; ruhelos, heimatlos. Überall, wo das Weib auftaucht, erkannten sie bald ihr wahres Wesen und dann dauerte es meist nicht mehr lange und sie musste so schnell verschwinden, wie sie gekommen war. Auch die Hirnreiter zerbrachen sich natürlich den Kopf, wie man das Wawal am schnellsten vertreiben könne. Da kamen zwei Hirnreiterbuben auf den Gedanken, aus dem Wacholderstrauch einen Besen zu binden. Dieser Strauch galt damals als unfehlbares Mittel gegen Teufel und Hexen.

Als nun das Wawal wieder einmal in ein Haus gegangen war, um zu betteln, legten ihm die Buben den Wacholderbesen verkehrt an die Tür. Nun konnte das Weiblein nicht mehr heraus. Es rannte vorerst einige Minuten ratlos im Vorraum herum, dann sauste es so schnell über die Stiege hinauf, dass die beiden Buben, die sofort hinterher liefen, nicht folgen konnten. Sie hörten nur noch eine kreischende Stimme rufen: „Obenauf und ningascht wo, auf und davon!“ Sie hörten noch ein Brausen und Sausen im Rauchfang, als ob der Sturm durch führe. Dann war es plötzlich wieder totenstill, vom Wawal aber fehlte jede Spur.

Manche Leute wollten sogar gesehen haben, wie es verkehrt auf einem Besen oder einer Schaufel reitend durch die Luft davon sauste. Jedenfalls wurde das Wawal seither nie mehr gesehen.

Die Bäuerinnen waren besonders froh darüber, dass das Besenwawal sich eine andere Gegend für seine Hexenkünste ausgesucht hatte. Auch das Glück in Stall und Haus kehrte wieder ein. Die beiden Buben durften noch nach Jahren einer guten Jause gewiss sein, wenn sie bei einem der damals so heimgesuchten Höfe vorbeikamen.

## Der Bichlgeist

Es mag wohl schon mehr als hundert Jahre her sein, da hatten die Bewohner eines einsam gelegenen Bauernhofes viel Ärger und Plage mit einem Putz, Bichlgeist genannt.

Eines Tages, es war gerade Sonntag, da ging die Magd frühmorgens in den Stall, um die ihr anvertrauten Kühe zu melken. Sie staunte aber nicht wenig, als da an einem früher leeren Barren eine ihr unbekannte schwarze Kuh hing. Doch hatte sie viel zu viel Arbeit, um mehr darüber nachzudenken. Als sie mit den anderen Kühen fertig war, wollte sie auch die fremde Kuh melken, wie alle anderen. Da kam sie aber schlecht an. Immer wieder, wenn sie versuchte sich auf den Melkstuhl zu setzen, stieß diese mit den Hörnern oder mit den Hinterbeinen nach der Magd und mehr als einmal saß sie mit bleichem Gesicht in der Streu zwischen den Kühen. Da wurde ihr schließlich unheimlich zumute und sie lief zum Bauer in die Stube und klagte ihm, dass die schwarze Kuh, die wohl gestern Abend erst vom Viehmarkt gebracht wurde, ein richtiges Rabenvieh sei und sich nicht melken lasse. Der Bauer schaute erschrocken auf, denn er glaubte sie habe plötzlich den Verstand verloren. Er hatte überhaupt keine neue Kuh gekauft. Da die Magd aber bei ihrer Behauptung blieb, ging er mit ihr in den Stall, doch die schwarze Kuh war verschwunden. Sie sahen aber noch deutlich die Abdrücke, wo sie gestanden war, auch hatte die Kuh mehr als die Hälfte des „Buschens“, den ihr die Magd vorgeworfen hatte, aufgefressen. Ängstlich schaute die Magd auf den Bauern, der auch nicht wusste, was er von der Sache halten sollte. Plötzlich hörten sie auf der Brücke und am Söller ein lautes Gepolter. So begann es.

Es war ein gar seltsamer und unbequemer Geist. Sehen ließ er sich kaum, dafür aber hören um so mehr. Wenn die Bauersleute und das Gesinde von des Tages Arbeit müde geworden im Bett lagen und schlafen wollten, da polterte er gewiss über die Böden und Stiegen, die Türen knarrten und Fenster klirrten; manchmal

riss er auch Pfannen und Reinen aus dem Küchenkasten.

Alle fürchteten den ungebetenen Gast, umso mehr, da sie ihn nun wieder einmal kurz zu Gesicht bekommen hatten. Er sprang als aufrechtstehender, kohlschwarzer Geißbock durch den Söller. Die Magd konnte kaum das Kreuzzeichen schlagen, so schnell war er wieder verschwunden. Um sich vor dem Geist zu schützen, kamen die Leute auf alle möglichen Gedanken. Sie verstopften die Schlüssellöcher und verrammelten des Nachts die Eingänge. Auch umwandten sie die Türklingen oft mit geweihten Rosenkränzen oder schrieben Kreuze über Fenster und Türen.

Die Magd wollte schon den Dienst aufsagen, da er auch in ihrer Kammer erschienen war, ihr die Tuchent wegzupfte und anderen Schabernack trieb. Der Bauer versuchte nun alles Mögliche, um sich den Leutschreck vom Halse zu schaffen, doch schien es weder mit Gewalt, noch mit List zu gelingen.

Auf einmal veränderte der Geist wieder seine Gestalt. Nun war es ein kleines Männchen, das des Nachts oft stundenlang den Söller oder den Dachboden kehren konnte. Man hörte das Geräusch, wollte man aber nachschauen, so war sofort alles ruhig.

Wenn die Leute zur Frühmesse gingen, so leuchtete ihnen das seltsame Männlein mit einem Buchenspan vom Sims herab. Beim Mettengang sogar mit einer großen, allen unbekanntem Laterne.

Bald hörten oder sahen sie das Männlein im Stall, bald am Söller oder am Dachboden. Aber auch auf der Brücke trieb er zeitweilig sein Unwesen. Hier zog er oft in der Nacht den Heuwagen beim Brückentor aus und ein und erschreckte damit die Hausbewohner.

Da alle Versuche misslungen waren, den Geist selbst zu vertrei-

ben, ging der Bauer schließlich zum Herrn Pfarrer. Er bat den Pfarrer mit den Worten: „I bitt gâr schô Hochwürden, treibens uns den schiachen Geist aus dem Haus.“ Der Pfarrer, der wohl schon von den seltsamen Erscheinungen gehört hatte, aber nicht recht daran glauben wollte, gab ihm den Rat, doch bei der Hl. Messe fleißig zu beten, das helfe sicher. Da der Bauer aber hartnäckig darauf bestand, dass er ihn besuchen und den Geist durch Beten vertreiben solle, versprach er, den Aushilfspriester, der von Zeit zu Zeit aus Saalfelden kam, zu schicken, da er selbst schon zu alt und recht gebrechlich sei. Nach einigen Tagen kam auch tatsächlich der Kooperator. Allein der hatte keine Macht über den Putz, da sein Lebenswandel nicht so einwandfrei war, wie er sein hätte können. Als der Herr Koperator in seinem Büchlein zu lesen begann, wurde wohl das Männlein sichtbar, aber es lachte ihn nur aus. Es warf ihm mehrere kleine Sünden vor, die der Priester nicht rechtfertigen konnte und er musste schließlich unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Es kam später noch ein anderer Priester, doch es ging diesem um kein Haar besser.

Da gab dem Bauer eine Frau den Rat, aus Salzburg einen frommen und ehrwürdigen Kapuzinerpater kommen zu lassen, der könne dem Spuck sicher ein Ende bereiten.

Nach einigen Tagen kam auch richtig ein Pater, dessen Lebenswandel allzeit rein und untadelig gewesen war zum Bichlbauer, um die geplagten Leute von dem Putz zu erlösen. Nachdem der Pater einen Tag gebetet und gefastet hatte, begann er aus einem Büchlein zu lesen und bald wurde das Männlein wieder sichtbar. Diesmal war es aber nicht mehr so selbstsicher, sondern stand zitternd in der Ecke der Stube. Unbeirrt betete der Priester weiter und siehe da, das Männlein wurde immer kleiner und kleiner. Es wand sich vor Schmerzen und wollte entwischen, es gelang ihm aber nicht. Als es so klein wie ein Daumen war, wurde es in eine

Flasche gezwängt. Der fromme Mönch und der Bauer trugen nun die Flasche sofort in den hintersten Winkel des Saubachgrabens hinein. Keiner durfte dabei ein Wort sprechen. In der Saubachnieder vergruben sie die Flasche mitsamt dem Geist in der Erde.

Als der Priester zurückgekommen war, weihte er Haus und Stall gründlich aus, dann sprach er: „Nun habt ihr nichts mehr zu befürchten, der Geist wird nie mehr zurückkommen.“ Tatsächlich wurde der Geist beim Bichlbauern nie mehr gesehen.

Auffällig ist nur, dass der schmale Weg, der unmittelbar an der Stelle vorbeiführt, wo der Geist vergraben wurde, stets gesäubert ist, er sieht aus, als wäre er gefegt; das besorge der Geist, so heißt es im Volksglauben, der noch immer nicht ganz seine Ruhe gefunden habe.

## Das Birnbachloch

Die Leoganger Steinberge im Norden unseres Tales werden in Touristenkreisen wegen der vielen schroffen Hörner häufig auch die „Pinzgauer Dolomiten“ genannt. Besonders das Birnhorn, der Name kommt vom keltischen „Pyr“ und heißt „hohes Gebirge“, ist einer der schönsten Berge der Kalkalpen mit wunderbarer Fernsicht. Kalk ist wasserlöslich, deshalb schafft es unzählige Karren, Dolinen und Höhlen.

Am Nordosthang der Leoganger Steinberge öffnet sich bei Weißbach eine Felsenhöhle, die die Leute Lamprechtsofenlöcher nennen. Das Loch soll sich durch den ganzen Berg ziehen bis zum Birnbachloch, am Fuße der mächtigen Südwand des Birnhorns. Am Grunde dieser Felsenhöhle bricht eine starke Quelle hervor, silberhell und klar. Ein steil abwärtsführendes Loch im Inneren des Berges soll unergründbar sein. Es ist den größten Teil des Jahres über bis oben mit grünlich-schillerndem Wasser gefüllt. In besonders trockenen Sommern aber senkt sich der Spiegel dieses unterirdischen Sees. Wenn man einen Stein hinunter wirft, so hört man lange, lange Zeit sein Kollern und Poltern. Nun erinnern sich die Leute wieder einer alten Sage, die von geheimnisvollen Schätzen am Grunde des Birnbachloches erzählt. Schon seit Jahrhunderten geht es von Mund zu Mund, dass das eisig kalte Wasser nur den Zugang zu großen unterirdischen Höhlen schützt. In diesen höher liegenden Hallen sollen unermessliche Schätze verborgen sein.

Schon manch kühner Bursche, der versuchte den Reichtümern im Inneren des Berges nachzuspüren, sah das Tageslicht nie mehr.

Viele Jahrzehnte mieden daraufhin die Einheimischen, aber auch die fremden Schatzsucher das gefährliche Loch.

Vor nicht allzu langer Zeit aber, es war ein besonders trockener Sommer, versuchte es ein Bauernsohn vom Priestereck. Er woll-

te wie seine Vorgänger die Tiefe der Höhle ergründen und womöglich gleichzeitig den Schatz heben. Mehrere Freunde, lauter kräftige Bauernburschen, waren ihm dabei behilflich. Sie sollten solange Seil an Seil knüpfen, bis der mutige Bursche den Grund der Höhle erreicht habe. Als sich der Junge schon fast am Ziele glaubte, rief plötzlich eine schauerliche Stimme: „Gründst du mir, so schlint ich dir!“ Gleichzeitig hörte er ein unheimliches Bellen. Schon glaubt er auch die glühenden Augen eines riesigen Hundes zu erkennen. Da verließ ihn der Mut und er gab das Zeichen zum Hochziehen. Das Hochklettern erwies sich aber trotz der Seilhilfe als ungeheuer schwierig. Die ausgeschwemmten Wände waren glatt und ohne jeden Griff, so dass der Bursche erst nach vielen Stunden fast völlig erschöpft den Höhleneingang erreichte. Kein Schatz der Welt hätte ihn je wieder dazu bringen können, abermals in die Tiefe zu klettern.

Seither hat es aber auch kein anderer Geselle mehr gewagt, hier sein Glück zu versuchen.



## Die Embachalm

Lang, lang ist es schon her, nur die ganz alten Leute wissen es noch vom Urahn, da stand im hintersten Winkel des Schwarzbachgrabens, fünf Minuten vor der Stelle, wo sich Fuchs und Hase „gute Nacht“ sagen, ein Bauernhof namens Nömos.

Knapp vor Weihnachten war viel Schnee gefallen; drei Tage lang hatte es ununterbrochen geschneit. Besonders auf den Bergen lag der Schnee meterhoch. Trotz des tiefen Schnees ließ es sich die Bäuerin nicht nehmen, in der Christnacht zur Mette ins Dorf zu waten. Auch die Magd richtete sich für den schweren Gang her. Der Bauer und der Knecht aber saßen schon seit einigen Stunden bei Käse, Speck und Schnaps und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen, was wohl zu allen Zeiten in der Heiligen Nacht als schwer sündhaft galt. Die Bäuerin war über das Verhalten der beiden empört und sie ermahnte sie, ja sicher nachzukommen. Der Bauer und sein Zechkumpan versprachen dies zwar, man merkte es aber an den derben Späßen, dass ihnen nicht so richtig ernst damit war. Die Minuten verrannen schnell und bald war es auch für die beiden Männer Zeit, wenn sie noch rechtzeitig zur Mette kommen wollten. Der Bauer stand auf, schaute kurz bei der Tür hinaus und brummte: „Deixl, kält is außen; i moa mia bleibm dahoam.“ Er schürte noch einen pechigen „Heilig-Nacht-Stock“ in den Ofen und setzte sich wieder an den großen runden Tisch, um weiterzuwatten. Da hatte der Knecht, der für üble Späße stets zu haben war, einen „köstlichen“ Einfall, wie er glaubte. „Schick ma ea an Hunt nâch; dea soll für uns in d’Mettn geh. Dea soi insarä Weiwa wieda hoambegleiten!“, rief er und ließ dabei sein widerliches Lachen ertönen, das sich fast anhörte wie das Meckern eines Ziegenbockes. Gesagt, getan! Sie öffneten die Tür und sofort verschwand der Hund in der Finsternis. Er wollte ja schon vor einer Stunde unbedingt mit der Bäuerin mit.

Mitternacht war längst vorbei und die zwei saßen noch immer beim Watten. Der Alkohol hatte ihre Gesichter gerötet und nicht

nur einmal waren sie ins Zanken gekommen. Da geschah es! Gerade als der Knecht mit triumphierendem Lachen die Herz-As ausspielte, hörten sie eine Stimme, die durch Mark und Bein ging: „Da Nömoshunt is fa da Mettn da!“ Da auf einmal ertönte ein seltsames Poltern und lautes Krachen und Sausen. Am Asitz hatte sich eine mächtige Lawine gelöst und donnerte über die steilen Hänge dem Nömoshof zu. Als die Bäuerin, die Magd und der Hund nach Hause kamen, war vom Hof nichts mehr zu sehen; ungeheure Schneemassen hatten ihn und seine gottlosen Bewohner in die Tiefe gerissen.

Der Hof wurde auch nie mehr in seiner ursprünglichen Form wieder aufgebaut. An seiner Stelle steht heute eine Alm; die Embachalm.



## Frau Percht

In den Raunächten, in denen alle Geister los sind, zieht auch Frau Percht von Hof zu Hof. Um Mitternacht hält sie oft Einkehr in den Bauernhäusern. Geräuschlos geht sie über Treppen und durch die Türen. Sie ist den Menschen meist gut gesinnt und sie erweist ihnen auch so manche Wohltat. In jedes anständige Haus, das sie betritt, zieht Glück und Segen ein. Sie beobachtet oft das ganze Jahr über das Gesinde und die Kinder. Sie freut sich, wenn sie alles in Ordnung findet und sie segnet die Wohnplätze der Fleißigen und Guten. Zornig verlässt sie aber das Haus, wenn sie merkt, dass hier die Menschen faul sind und keinen Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zeigen.

Am Perchttag, das ist der Vorabend des Heiligen Dreikönigtages, trippeln hinter ihr die Unschuldigen Kinder her, das sind die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder.

Auf einem Bauernhof in Hütten stellte die Bäuerin am Vorabend des Dreikönigtages Krapfen auf den Tisch, um Frau Percht und die Kinder zum Essen einzuladen, denn wenn die Percht ins Haus kommt, so heißt es im Volksmund, gibt es ein gutes Jahr. Der Bauer, der an die Sache nicht glauben wollte, hänselte die Frau oft wegen ihres Perchtglaubens. Er versteckte sich spät abends im großen Backofen, ohne der Bäuerin etwas von seinem Vorhaben zu erzählen. Er wollte dort die Mitternachtsstunden abwarten und mit eigenen Augen sehen, ob die Percht tatsächlich mit den Kindern komme oder nicht. Da aber alle Geister und Perchten nicht belauscht oder beobachtet werden wollen, konnte das nur übel ausgehen.

Langsam nur verrannen die Minuten und dem Bauer wurde die Zeit des Wartens viel zu lang. Doch auf einmal war es so weit. Plötzlich fing die Wanduhr zu schlagen an. Zwölf Schläge unterbrachen die unheimliche Stille in der Stube. Kaum war der letzte Schlag verhallt, da öffnete sich die Tür und ein Lichtschein erhell-

te sofort den Raum. Eine große, schöne Frau mit flachsblondem Haar und langem, faltenreichem Kleid trat in die Stube. Sie wurde von mehreren kleinen, lieblichen Mädchen begleitet. Unruhig schaute sie umher. Sie fühlte, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Sie machte auch keine Anstalten von dem guten Essen, das die Bäuerin für sie bereitgestellt hatte, zu kosten.

Da rief eines der Mägdelein mit feiner, fast singender Stimme: „Mutter, im Ofen brennen Lichtlein.“ „Lösch sie aus“, antwortete Frau Percht mit ernster Miene. Da trippelte das Kind zum Ofen und blies beim Guckloch hinein. Ohne zu essen verschwand sie mit den schönen Mädchen und Finsternis herrschte wie vorher. Der Bauer aber, der sie durch seine Neugierde vertrieben hatte, war blind. Frau Percht hatte ihm das Augenlicht genommen. Nun war der gute Geist des Hauses weg und Unglück folgte auf Unglück. Hagel zerschlug die Ernte und eine Seuche verringerte den Viehbestand.

Da riet dem Bauern eine alte Frau, die in solchen Dingen Bescheid wusste: „Setz dich am Perchttag wieder in den Backofen. Vielleicht erbarmt sich die Frau und gibt dir das Augenlicht wieder zurück.“ Ein Jahr lang irrte der Bauer völlig erblindet in Haus und Hof umher, unfähig zu jeder Arbeit. Endlich, nach den schweren Monaten der Finsternis, brach die Dreikönigsnacht herein. Schon am Abend begab er sich mit Hilfe der Bäuerin wieder in das Versteck und wartete sehnsüchtig auf das Erscheinen der Percht. Als die Stubenuhr rasselnd zwölf Uhr schlug, wurde die Tür aufgestoßen und wieder vernahm er leises Trippeln. Kein Lichtschein drang heute in seine trüben und blind gewordenen Augen. Nach einer Weile rief eine zarte Kinderstimme: „Mutter, heute brennen keine Lichtlein im Backofen.“ „Darauf sagte Frau Percht mit viel freundlicherer Stimme, als vor einem Jahr: „So zünd sie halt wieder an!“ Flink eilte das kleine Mädchen zum Backofen und leuchtete mit einer brennenden Wachskerze beim

Guckloch hinein. Der Bauer wollte schon jauchzen vor Freude, als ihm plötzlich heller Lichtschein blendete und er kurz danach alles wieder klar sah. Doch er wusste sich zu bezähmen, denn diesmal wollte er Frau Percht und die Kinder auf keinen Fall vertreiben, bevor sie etwas gegessen hatten. Als er nach längerer Zeit aus dem Ofen kroch, war von Frau Percht und ihrem Gefolge nichts mehr zu sehen. Der Bauer aber sah so gut wie vor einem Jahr. Auch Glück und Segen, die ein Jahr lang vom Hof gewichen waren, kehrten zurück.



## Das Goldbrünndl am Spielberg

Als im Gebirge noch viel Gold verborgen war, brachte manches dem Berg entströmende Wildwasser Goldkörner zutage. Zuhin-terst im Schwarzleotal am Spielbergkar sprudelte einst eine sol- che „Goldquelle“. Ein Hüttner Bauer soll dort viel Gold gefunden haben.

Die Geschichte muss sich schon vor langer, langer Zeit zugetragen haben, da heute niemand mehr genau zu sagen weiß, um wel- chen Bauern es sich gehandelt hat.

Dieser Bauer, ein arbeitsamer und frommer Mann, war ohne sein Zutun in große Not geraten. Er hatte den ganzen Sommer über mit großem Fleiß seine Felder bestellt. Aber langanhaltende Regengüsse und Hagelschlag hatten heuer noch mehr Schaden angerichtet, als die schreckliche Dürre im Vorjahr. Der Hof geriet immer mehr in Schulden und der Bauer wusste bald nicht mehr ein und aus. Aus dem lebensfrohen und rührigen Mann war mit der Zeit ein mürrischer Einzelgänger geworden. Er lachte selten und er hatte auch für seine Frau und seine Kinder kaum mehr ein gutes Wort.

Eines Tages machte er sich auf den Weg, um vor seiner Alm am Spielberg wieder eine Kuh zu holen. Er wollte sie verkaufen und mit dem Erlös die notwendigsten Schulden und Steuern bezah- len. Langsam stieg er von Voglern empor und überdachte seine hoffnungslos erscheinende Lage. Gegen Mittag erreichte er die Almhütte, doch waren die Tiere weit drinnen im Spielbergkar. Heiß brannte die Sonne hernieder, als er entlang der Spielberg- hörner bergwärts schritt. Wehmütig sah er dem munteren Spiel der Bergdohlen zu, nun konnten ihn auch diese Tiere nicht mehr erfreuen.

Plötzlich knarrten hinter ihm deutlich Schritte. Als er sich um- wandte, erblickte er ein kleines Männlein, das er bestimmt noch

nie gesehen hatte. Dem Bauer war anfangs nicht ganz wohl, denn er wusste, dass am Spielberg von Zeit zu Zeit allerlei geheimnis- volle Kobolde ihr Unwesen treiben. Das Männlein forderte ihn jedoch freundlich auf, ihm zu folgen. Sie stiegen einige Minuten durch eine steile Felsrinne empor und zwängten sich dann durch einen Latschengürtel. Auf einmal sprudelte vor ihren Füßen eine Quelle aus einer kleinen Vertiefung. Der Bauer wischte sich er- staunt die Augen aus; er wusste nicht, ob er wachte oder träüm- te, denn als er sich an das Männchen wenden wollte, war es ver- schwunden. Da ihn jedoch der Durst plagte, wollte er sich an der Quelle erfrischen. Erschrocken zuckte er aber zurück. Was glitzerte und gleißte da? Vor Aufregung zitternd ließ er eine handvoll Sand durch die Finger gleiten; es war pures Gold dabei. Er füllte seinen Tabakbeutel mit dem kostbaren Sand und machte sich auf den Heimweg. Unterdessen versank die Sonne glutrot hinter der Jungfrau und gerade als er seinen Hof erreichte, läutete die Glo- cke des kleinen Kirchleins in Hütten den Abendsegen.

Oft noch wiederholte er den Gang zur Alm und jedesmal brachte er ein Beutelchen Gold mit heim. Wie staunten da die Leute, als er unaufgefordert erschien und all seine Schulden bezahlte. Bald war er der wohlhabendste Mann des ganzen Tales. Da er aber trotz des Reichtums gut und fromm blieb, wich der Segen nicht mehr von Haus und Flur, so lange er lebte.

Als er schon ziemlich alt und gebrechlich war, befahl ihn eine schwere Krankheit und er fühlte seine letzte Stunde herannahen. Da löste sich seine Zunge und er erzählte seinen engsten Ver- wandten, woher er das viele Gold hatte.

Nach dem Tode des Mannes suchten sie nach der wunderbaren Quelle, doch blieben all ihre Bemühungen erfolglos; die Quelle blieb bis zum heutigen Tage verschwunden.



## Die Hinterriedermagd und der Teufel

Es war wohl schon lange her, da wanderte eines Abends ein Handwerksbursche über den Pass Grießen nach Hütten. Im einzigen Wirtshaus war keine Unterkunft mehr frei. Da der Mann durch die lange Wanderschaft etwas heruntergekommen aussah, fand er auch sonst nirgends Aufnahme. Er war schon recht müde, da ihm aber vor Hunger der Magen knurrte, marschierte er doch wieder weiter. Der Handwerksbursche wollte nun auf einem Einödhof sein Glück versuchen.

So kam er zum Hinterrieder. Da gerade Samstag war, knieten Bauer, Bäuerin und Gesinde in der Stube, um den Rosenkranz zu beten. Da der Bursche im Grunde seines Herzens nicht schlecht war, wollte er vorerst nicht stören, sondern das Ende des Gebetes abwarten. Von Neugierde geplagt, guckte er überall durchs Fenster. Da erblickte er in einer Kammer geräucherten Speck und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. In der Ecke dieser Kammer lag aber auch eine Rolle Leder, was noch mehr seine Aufmerksamkeit erregte. Da er von Beruf Schuhmacher war, wollte er sich das Leder holen. Er befand sich gerade auf dem Weg zu einem neuen Meister, wie es damals allgemein üblich war. Er stieg auf einen Hackstock, der zufällig in der Nähe stand und von dort versuchte er, sich durch die Fensterspangen zu zwängen. Es wollte und wollte ihm nicht gelingen und schließlich rief er ärgerlich: „Der Teufel soll die Fensterspangen holen.“ Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, da hörte er hinter sich ein heiseres Lachen. Erschreckt wandte sich der Handwerksbursche um, da sah er im fahlen Licht des gerade aufgestiegenen Mondes eine düstere Gestalt stehen. Der Atem drohte ihm zu stocken, als er die unheimliche Gestalt erblickte. Da er aber ein furchtloser Mann war, dem auf seinen weiten Wanderschaften schon allerhand begegnet war, rief er ihn an: „Was willst du hier? Sprich!“ „Du hast mich gerufen. Deinen Wunsch kann ich erfüllen, aber erst, wenn im Hause das Gebet verstummt“, antwortet der Teufel. Ja, der Leibhaftige war es, der gerade auf Seelenfang war. Der Teufel

wollte aber gar nichts von unserem Handwerksburschen; er hatte etwas Wichtigeres vor, wie es schien.

Am Hinterriederhof war eine Dirn im Dienst. Sie war flink bei der Arbeit und stets lustig und voll Übermut. Zähne hatte sie wie Elfenbein und blaue Augen leuchteten wie Vergissmein-nicht aus einem Gesicht wie Milch und Blut. Wenn sie am Samstagabend oder am Sonntagnachmittag zum Tanzboden schritt, mit ihrem schmucken Mieder bekleidet, war sie stets das schönste Mädchen weit und breit. Die Burschen rissen sich förmlich um die Jungfer und es dauerte nicht lange, so wurde sie schnippisch und hochmütig. Auch hatte sie bald Gottes nichts mehr übrig, der Tanzboden war für sie zur Kirche geworden. Sie hatte so richtig die Tanzwut. Erst am letzten Samstag hatte sie in ausgelassener Stimmung zu ihrer Freundin gesagt: „Ich tanze auch mit dem Teufel, wenn er gut kann.“

Auch heute war die schöne Magd beim Gebet alles andere als andächtig. Sie schaute meist zum Fenster hinaus oder guckte auf die Uhr, ihre Gedanken waren bei den Burschen auf dem Tanzboden.

Der Teufel war nun auf dem Wege zu dem hoffärtigen Dirndl. Er wollte als schmucker Bauernbursch verkleidet ihre Gunst gewinnen und sie zum Tanzboden führen. Sie sollte noch mehr auf die schiefe Bahn kommen. Vielleicht hatte er auch vor mit ihr einen Seelenpackt zu schließen, wie es Teufel meist zu tun pflegten.

Der Schwarze zeigte mit hässlichem Grinsen auf das Mädchen in der hellerleuchteten Stube und rief: „Die hol' ich mir heut'!“ Als der Handwerksbursche die schmucke Dirn sah, gefiel sie ihm so gut, dass sie ihm leid tat. Er wollte sie auf keinen Fall dem Teufel überlassen. Kurze Zeit später hörten sie in der Stube auf zu beten. Sofort trat der Teufel mit gewinnendem Lächeln in die

Stube. Darauf hatte aber auch der Handwerksbursche gewartet. Mit einem Satz sprang er an dem Teufel vorbei, riss das Weihwasserkrügel von der Wand und goss das geweihte Wasser dem erschrockenen Mädchen über den Kopf und rief: „Gott helfe dir!“ Der geprellte Teufel ließ einen saftigen Fluch hören und stieß vor Wut mit dem linken Fuß an die Wand; deutlich sah man die Spuren eines Pferdehufes. Vor Entsetzen stumm und steif geworden saßen alle da und rührten sich nicht; auch das Mädchen war blass wie die weißgetünchte Wand. Dann rief der Satan mit durchdringender Stimme: „Du verfluchter Lederdieb!“ und fuhr mit mächtigem Getöse durch die Tür hinaus. Er hinterließ eine stinkende Schwefelwolke.

Von dieser Stunde an war das Mädchen von ihrer Tanzwut geheilt, aber auch ihr Hochmut war gebrochen. Der Handwerksbursche gefiel ihr schließlich so, dass sie mit ihm in eine ferne Stadt zog. Sie soll, so erzählt man sich, dort eine gute Hausfrau und tüchtige Meisterin geworden sein.

## Die Kette um unsere Kirche

Nachdem das im Jahre 1323 erbaute Kirchlein viel zu klein geworden war, erfolgte 1745 der Bau der großen und schönen Barockkirche. Die Kirche ist einschiffig; sie hat rundbogige Fenster. Das große Deckengemälde und die kleinen Bilder in den Stuckrahmen zeigen die Lebensgeschichte und Wundertaten des Kirchenpatrons St. Leonhard.

Viele Fremde besuchen unsere Kirche, die durch eine besonders gelungene Renovierung im Jahre 1956 auf den alten Glanz gebracht worden war und nun wieder zu den schönsten Landkirchen Salzburgs gehört. Besonders fällt ihnen die girlandenförmig außen um die Kirche gespannte Kette auf und sie lauschen meist gespannt auf die folgende Sage.

Vor langer Zeit mussten viele Männer in den Krieg ziehen, um für ihre Heimat zu kämpfen. Auch mancher Leoganger blieb davon nicht verschont. Nachdem die Frauen und Mütter von ihren Männern und Söhnen unter Tränen Abschied genommen hatten, gelobten sie vor dem Bildnis der „Hl. Maria vom guten Rate“ eine Kette um die Kirche schmieden zu lassen, dass ihre Männer gesund nach Hause kämen. Nur eine Frau schloss sich aus und erklärte das Handeln der anderen für Aberglauben.

Nach langer Zeit der Not und des Bangens kehrten die Männer heil nach Hause zurück. Nur der Mann, dessen Frau sich in ihrem Unverstand ausgeschlossen hatte, blieb in der Fremde. Dankerfüllt über die Rettung ihrer Männer und Söhne, lösten die Frauen ihr Gelübde ein. Jede Frau ließ eine Kette mit zehn Gliedern schmieden, daraus ergab sich eine lange Kette, die sich fast um die ganze Kirche spannt. Sie schließt aber nicht ganz; es fehlen die Glieder der Frau, dessen Mann sein Leben für das Vaterland lassen musste. So wurde unsere Kirche ein Wahrzeichen der Gattenliebe und Gattentreue.

Diese Sage klingt jedoch sehr unwahrscheinlich, da in früheren Jahrhunderten nie so viele Leoganger eingerückt waren um eine so lange Kette zu erhalten; um so mehr weil auch die Napolischen Kriege nicht in Frage kommen, da die Kette bereits auf einem Kupferstich aus dem Jahre 1767 sichtbar ist.

Wahrscheinlich dürfte die Kette nur das äußere Zeichen einer Leonhardkirche sein, nachdem der Hl. Leonhard stets mit einer Kette dargestellt wird, weil er sich sehr um die Erlösung Gefangener bemühte.



## Das Melkerloch

Nördlich von Leogang türmt sich ein mächtiges Gebirge auf, die Leoganger Steinberge. Wenn ein Bergwanderer von der Passauerhütte zur Südwand des Birnhorns steigt, so zeigt sich ihm plötzlich eine riesige Öffnung im Fels. Dieses Loch, durch das man einen prächtigen Fernblick hat, führt hinaus in eine schwindelerregende Wand. Tief drunten rauschen die Wildwasser des Birnbaches. Dieses Felstor soll das erste der sieben Löcher sein, durch das der Teufel einen gottlosen Melker zog; es heißt deshalb im Volksmund „Melkerloch“. Ihr habt nie von diesem Loch gehört? Wirklich nicht? Kommt, setzt euch zu mir, ich will euch davon erzählen!

Hinter dem Fahnenköpfl und dem Hochzint liegt das Grub. Vor langer Zeit sollen sich hier, an Stelle der heutigen öden Felswildnis, saftige Almen befunden haben, auf denen das Gras stellenweis üppig wuchs. Mehr als hundert Rinder gingen auf sanft gerundeten Höhen der Weide nach. Das Vieh gedieh prächtig und gab viel Milch. In den behaglichen Almhütten werkten kräftige Melker und lustige Sennerinnen. Alle Jahre brachten sie im Herbst große Mengen von Butter und Käse ins Tal und reichlich floss Geld in ihre Taschen. Als sie einen gewissen Wohlstand erreicht hatten, wurden sie hochmütig und hartherzig; sie verloren aber auch die Arbeitslust und wurden dick und träge. Bald begannen sie mit wertvollen Nahrungsmitteln, die ihnen die Natur in so reichem Maße schenkte, ein frevelhaftes Spiel zu treiben. Sie badeten sich in frischer Milch, um eine geschmeidige und weiße Haut zu bekommen. Aus Butter formten sie Kugeln und ließen sie ins Tal hinab oder sie bewarfen sich damit. Mit Käselai ben pflasterten sie die Wege zwischen den Hütten, die Fugen aber wurden mit Butterschmalz verstrichen. Die Kühe mussten bald silberne oder gar goldene Glocken tragen, damit jedermann sofort den Wohlstand erkenne.

Wenn auch die meisten der Almlaute früher fromm und got-

tesfürchtig gewesen waren, so hatten sie jetzt das Beten längst vergessen. Dafür führten sie nun ein ausgelassenes Leben; sie schmausten und prassten bei Wein und Schnaps ganze Nächte lang.

Eines Tages verirrte sich ein etwas gebrechlicher Mann auf die Grubalm. Da er hungrig war und ihn auch der Durst quälte, bat er einen Melker um eine Schale Milch. Doch der schrie den erschrockenen Mann an: „Ihr Bettelack! Habt ihr nun auch zu uns den Weg gefunden? Dort drüben fließt eine Quelle; frisches Wasser löscht auch den Durst.“ Ohne ein Wort zu sagen, ging der Alte schleppenden Schrittes davon. Doch einen knappen Steinwurf von der Hütte entfernt, drehte er sich jäh wieder um, ballte drohend die Faust und rief mit unheimlicher Stimme: „Ihr habt wohl zu wenig? Wart er nur, Gott wird euch etwas schicken. Schutt und Felstrümmer sollen eure Almen zudecken. Keine Wurzel soll mehr treiben und kein Fleckchen mehr grünen!“

Bald vergaß der Melker die Drohung und da es nachmittags sehr heiß war, legte er sich in die Badewanne, die wie üblich mit Milch gefüllt war. Als er gerade auf einer frischen Butterrühr saß, kam ein großer Teufel bei der Tür herein. Unheimlich starr blickte er auf den Melker, als wollte er ihn mit seinen Blicken durchbohren. Dann aber verzog sich seine Fratze zu einem teuflischen Grinsen und er rief mit lauter, schnarrender Stimme: „Das Maß ist voll! Ich bin gekommen, um euren schändlichen Treiben ein Ende zu machen. Was ist dir lieber über den Berg reißen oder über die Wand schmeißen?“ Der Melker aber, der ein starker Mann und weit und breit als großer Raufer bekannt war, blieb nicht faul, sprang aus der Wanne heraus, packte den überraschten Teufel und warf ihn mit geschicktem Griff an die Wand, dass ihm ein Horn abbrach. Unter dem schallenden Gelächter des Melkers fuhr der Teufel bei der Tür hinaus und war verschwunden. Kurze Zeit später, als der Melker im Stall bei seinen Kühen war, ging plötzlich die Tür auf



und ein kleiner Teufel guckte herein. Der packte den verdutzten Melker ohne lang herumzureden. Der Melker, der bei dem Teuflein leichtes Spiel zu haben glaubte, musste schwer ringen, bis es ihm schließlich doch gelang diesen in den Schargkasten zu tauchen. Als es dem Teuflein schließlich mit äußerster Anstrengung gelungen war, aus dem grünschillernden, zähen Teig herauszukrabbeln, suchte er schleunigst das Weite.

Kaum jedoch war eine Viertelstunde vergangen, da kam ein noch kleineres Teuflein angesaust und rief mit zorniger Stimme: „Was ist dir lieber durch 7 Wände reißen oder über 7 Berge schmeißen?“ Schmunzelnd entschied sich der Melker für das erstere, da ihm das Teuflein wahrlich zu schwach und klein dünkte um überhaupt mit ihm anzubandeln. Doch er hatte sich gründlich verrechnet. Das Teuflein begann plötzlich zu wachsen und bekam große kohlschwarze Hörner. Der Schreck fuhr dem Melker aber in alle Glieder, als er ihn mit heißen grimmigen Klauen packte und mit ihm durch die Luft zu fliegen begann.

Der Teufel riss den Melker durch die Wand. Mit dem rechten Hinterhuf schlug er noch ein kreisrundes Loch senkrecht nach oben, als er sich noch einmal kräftig gegen den Fels stemmen musste, um durchzukommen. An den Seitenwänden erkennt man heute noch deutlich die Abdrücke riesiger Teufelskrallen, doch sehen es nur die, die an die Geschichte glauben.

Zur selben Stunde aber stieg ein furchtbares Gewitter auf. Schwarze, undurchdringliche Wolken hüllten das Birnhorn ein. Bald entlud sich das Unwetter mit einer Stärke, wie es auch die ältesten Leute noch nie erlebt hatten. Gewaltige Wassermassen tosten von den Berghängen herab, gruben tiefe Rinnen und schwemmt alles Erdreich weg. Muren und Lawinen verwandelten in wenigen Minuten die blühenden Almen in eine trostlose Steinwüste, aus der kaum noch ein Gräslein aufsprossen kann.

Als sich das Unwetter gelegt hatte, war von den Hütten und den übermütigen Bewohnern der Alm keine Spur mehr zu entdecken.

Heute finden nur noch wenige Schafe zwischen schroffen Felsen spärliches Futter. Nur ab und zu, besonders an Gewittertagen, hört man aus Spalten und Dolinen ein klägliches Stöhnen, das gewiss von den unglücklichen Melkern und Sennerinnen stammt, die damals ihre gerechte Strafe fanden.

An jener Stelle aber, wo des starken Melkers Hütte stand, liegt die Goldlack.



## Der Müllerfuchs

In den Bereich der Sagen von Verwunschenen oder Verhexten führt uns die Erzählung der Pinzgauer Moidl vom Müllerfuchs auf dem Gerstboden bei Saalfelden, wo die Erzählerin selbst aufgewachsen ist, die alle in der Geschichte vorkommenden Personen in ihrer Jugend selbst noch gekannt hat. Wir folgen in der Wiedergabe so getreu als möglich der Aufzeichnung und bieten damit ein prächtiges Beispiel der lebendigen Art der Erzählung und Rede im Pinzgau und der Kunst der Erzählerin.

Das gemütlichste Platzl im ganzen Gerstboden an Sonn- und Feierabenden im Sommer war immer die lange Hausbank beim Klausnerbauern in Wiesersberg. Dort versammelten sich nach dem Abendbeten bei der Wiesersberger Kapelle fast die ganzen Bauern von Wiesersberg, Heuring, Pibing und vom Bernerwinkl. Da wurde gesprochen über die teuren Zeiten und oft auch von der Missernte, wenn ein zu trockener Sommer war, denn der Bergboden braucht viel Regen, wenn das Getreide geraten soll. Mitunter auch wieder vom Vieh und was halt eben einem richtigen Bauern am Herzen liegt. „Das Best is håit dås,“ meinte der Anderlinger, „dass ma wenigstens an redlan Müller håmb, der ins nit no des Håib stiehlt auf der Mühl, wie ma sist oft klågen hescht.“ „Mi wundaschts a“, sagte der Kracher, „auf das a sist a so a Kåita is und nix glab.“ „Då håit er wieda auf d’Ehr wås“, ließ sich der Berner hören. „Åba glabn tuat a scho nix, der Sakra“, meinte wiederum der alte Lipperthartl und klemmte den zahnlosen Mund zu, damit ihm seine Pfeife nicht herausfalle. „Ha, ha,“ lachte der Weber, „wånn ma den Toifle nennt, kimbt a grennt! Doscht kimbt a hiaz!“ „A, dös is gerecht, heut ho-azn ma eam amåi ein! Wås er woi moant, wås nåch’n Tåd is.“ „Jå, des tan ma, dem ruckn ma amai zan Leib, dem åitn Unglaubn, der muaß ins no katholesch werd’n“, bemerkte der Klausner. Derweil ließ sich auf dem Griesweg zwischen den Hollerstauden ein kleines, etwas mit Mehl bestaubtes Männlein sehen, die Pfeife im Mund und einen Stock in der Hand. Er lachte den auf der Bank Sitzenden schon

von weitem zu. „Håb i no auffa müaßn za enk; enka Haus-bånk håt mir’s völli ånton, so nett is’s håit bei uns unt’n ninngascht.“ „Gel, mir sand håit so viel nette Löder“, meinte der Weber. „Hiaz geh nur her und huck di nieda, is no Platz gnuag då für di!“ Die andern rückten zusammen, der Müller setzte sich zu ihnen, niemand redete ein Wort, jeder schaute nur der Zimmerhäusl-Burgl zu, wie sie beim Brunnen ein Schaff voll Wasser holte. Da konnte es der Müller nicht mehr aushalten: „Nu, was is denn hait, håb i enk irr gmåcht beim hoagaschn?“ „Na, des gråd nid“, sagte der Madlbauer, „åba insa Hoa-gascht, moan i, gfållt dir am End nit! Miar homb gråd vom Sterbn gredt und wås nåcha is mit ins.“ Der Müller lachte und spuckte auf den Boden. „Über des mäch i mir goar koa Beden-ken“, meinte er. „Wånn i scho nåch’n Tod no wås werd’n soi, wiar i am liabsten a Fuchs, des håb i ma scho längst oft denkt.“ „A so a Sakra, a grausiga“, meinte widerum der Lipperthartl und rückte aufgeregt hin und her. „Ha, ha“, lachte der Weber „wås der nit für Einfälle håt!“ „Dös Wort muaßt zrucknehma, Müller“, sagte der Anderlinger. „Dös kunnt no bitter büaßn müaßn!“ „A, geh“, lachte der Müller wieder, „laßts mi aus mit enkan Büaßn, i bleib dabei, wånn’s nåch’n Tod no wåos geit, wiar i a Fuchs!“ Die andern schüttelten die Köpfe. Der Anderlinger aber sagte wieder: „Pass auf, Müller, i werd enk wås dazöhn, vielleicht håbts eh scho ghescht davo. Aber i werd enks beweisen, es geit eppas nåoch’n Tåd, drum soit ma soiche Sådhn nit sågn! Schauts, wia i no a kloaner Bua gwen bi, bi i auf da Åim drinn gwen bei an meinign Vettan. Der håt mi aufzogn. Då håm ma an Nådhan ghåbt, der håt da Gries-bachkåschpa ghoaßn, und des is gråd so oaner gwen wia du, Müller. Der håt åiweil gsågt, nåch’n Tod, wann’s eppas geit, bedingt er eahm vom Herrgott aus, dass er drei Jahr herderf, d’Leut årgern.“ „Aha“, unterbrach ihn der Müller, „ho a scho ghescht davon, Bua, då hams gschwindlt.“ „Wås, nix gschwindlt“, fuhr der Anderlinger fort, „I hon jå selber gsechn, nit glei oamåi, zehnmåi am Tåg, scho wia a auf’n Paradibett glegn is, sam ma beten hi und wia ma åcha kemand, huckt a vå da

Tür auf da Hausbänk, gänz weiß an Gsicht, mei Freind, mia sand ännascht davon und am Allderfl hams'n a gsechn, so dass sie's gâr nit glabn hâmb woin, dass a gstorbn is. Und a so hat er drei Jâhr umanand müaßn, baid hât a ba an Fensta außag-schaut, âft is a wieda vorm Häusl gständn oda er is ums Haus gânga. Zerscht hâmbt ma ins jâ amoi damisch gfürcht, äwa mit da Weil san ma's gwehnt wân und hâmbt gâr nimma viel gmoant.“ „Va den hâmb ma schon ghescht“, sprachen die andern durcheinander, während der Müller nur spöttisch lächelte. Der Lipperthartl, der Älteste von allen, in seinem blauwattierten Spenser konnt sich schon gar nicht beruhigen: „Zan Sakra, is er âft nâch de drei Jâhr do neama kema?“ „Na“, sagt der Anderlinger, „genau nâch drei Jâhr a sein Todtâg is er va-schwunden auf Neamawiedersechn.“ „Nu, Müller“, sagte der Kracherbauer, „was sâgst iatz. Glabst es net, dass nach'n Tod do no eppas geit?“ Der Müller schüttelte den Kopf und mein-te: „Des is seit jeher so gwen, die Gscheitn hamb de Dummen zum Narren ghâiten. Und dâ is a sicher oana gwesn, der dös ausgnützt hât, warum des woâß ma grâd nit, aber a gleichs Gsi-cht und a gleichs Gwand lâßt si leicht zsamstoin. I muas sâgn, i glab amai nix auf solche Sachn, drum sag i glei, i werd a Fuchs, denn an solchean kân do neamb makiern!“ „A geh“, ärgerte sich der Anderlinger, „wâs i selber gsechn hab, lâß i ma nit aostreitn!“ Sie stritten noch lange hin und her und es war schon finster, als sie sich trennten. Sie wünschten sich gegenseitig gute Nacht und Wiedersehen am Samstag.

Es war Donnerstag, da hörten die Wiesersberger die Zügglocke (Sterbeglocke) im Lenzinger Kirchturm läuten. He, fragte eins das andere, wer ist denn heut gestorben? Im ganzen Gerstboden wussten sie nichts, dass wer krank war. Da kam die blinde Anderl-Traudl, die hatte eine Sti-ckerei beim Kapellwirt abgeliefert und brachte Bescheid, dass sich der Müller erschossen habe. Der Klausner und der Kracher standen gerade beisammen. Na so was, meinten sie, wegen was, dass er das tan hat? Da kam auch noch der Madlbauer daher und schüttelte den Kopf. „Ja,

ja, das ist allmal's End bei an Freigeist, denn der hätt koa Aus-red ghabt, Geld zum Gütl, a bravs Weib und brave Kinder, aber nu, wia's halt geht.“ Der Weber kam gerade vom Feld mit Sense und Rechen. „Hast es scho ghescht, der Müller hat si daschossn“, riefen die andern entgegen. „Ha, ha, ha“, lachte der Weber, „a so a Hirsch, nu jâ, iatz måg er a Fuchs werd!“ Der Lipperthartl stand hinterm Zaun und horchte zu. „A so a Sakra“, ließ er sich nun hören, „an Herrgott viegreifen tuat er a no. Aber schâd is do drum; sist is er a so netts Mandl gwen!“ Da fuhr auch der Berner mit einer Kalktruhe vorbei; sie riefen ihm die Neuigkeit zu. „A so“, meinte der gleichmütige Mensch, „dâ kânn ma nix mâchn. Wiaschd'n hâit s'Leben neama gfreit hâbn.“ Und nun machten sie sich am Abend auf zu ihm zum Beten. Alle mach-ten ein wenig früher Feierabend, ums Finsterwerden gingen sie in die Mühle; er lag so schön da, als wenn er nur schlief. Weder Todesangst noch Verzweiflung war in seinem Gesicht zu sehen. Die Männer beteten den Rosenkranz und unter dem Beten dachte fast jeder an den Fuchs. Ebenso auch als sie nach Hause gingen, doch keiner sprach davon. Aber als sie über den Grasweg unterhalb Piding gingen, hörten sie auf einmal etwas schrecklich heulen. Die Männer blieben stehen und horchten; auf einmal sprang etwas daher, kerzengerade auf sie zu, unwillkürlich sprangen die Männer auseinander. Da sauste ein bellender Fuchs, den Schweif nachziehend, an ihnen vorüber. Einer schaute den andern an und jedem lief es kalt über den Rücken. Eilig begaben sie sich nach Hause; das Gebrüll aber hörten sie noch, als sie schon in ihren Betten lagen. Als am andern Tag die Abendgebetglocke im Lenzinger Kirchl verhallt war, hörten sie am ganzen Gerstboden wieder jenes brüllende Geheul und noch am helllichten Tag sahen sie den Fuchs herumrennen, bald war er am Fuße des Wieserberges und heulte herab, dann sprang er wieder herauf nach Lenzing und die ganze Nacht so fort, bis es 4 Uhr läutete. Und so ging es wochenlang fort. Die Gerstbodner waren alle ganz auf-geregt, Kinder und Frauen trauten sich überhaupt nach dem Gebetläuten nicht mehr hinaus. Einige Männer, die ein Gewehr hatten,

schossen wohl auf den Fuchs, der floh zwar nicht, wurde aber auch nie getroffen.

Da entschloss sich der Brunnaubauer, der nebenbei auch Jäger war, mit einigen Jagdgehilfen eine Jagd auf den Fuchs zu veranstalten, denn der Brunnauer war fest der Meinung, dass der Fuchs ein krankes Tier sei, das unbedingt weggeschafft werden muss. Die Jagd war auch ganz leicht, der Fuchs saß gerade im Storchbauernfeld und heulte, was Platz hatte. Die Jäger umringten ihn, der Fuchs zeigte auch keine Lust zu fliehen, da schossen gleichzeitig alle auf ihn – da war auf einmal der Fuchs verschwunden und sie hörten ihn droben im Bernerwinkl heulen. Die Jäger standen da und wussten nicht, sollten sie sich ärgern oder sich doch ein wenig fürchten. Laut wollten sie sich das Letztere nicht eingestehen: „A so a Råbnviech“, meinte der Berner Hias, „hiatz is er gâr bei ins obn! Und mei Älte fürcht ihr e a so und i net dahoam, geht’s mit auffi, vielleicht dass ma’n oben dawischen!“ „Des is umsunst“, glaubte der Grundbichler, „wâr scho die Möglichkeit gwesn, dass ma’n dawischn hätt’n kinna, åft war er ins iaz nit auskema. Auf so a Ziel hätt do oana treffn müaßn.“ „Kurios kimbt’s ma selm für“, bemerkte der Brunnauer, „das Gscheiteste is, miar låssn den Fuchs Fuchs sei und gehn hoam.“ „So“, sagte der Berner, „und i sollt alloan hoamgeh, wo er iazt bei uns oben is! Am End beißt er mi, denn håbn tuat er sicha die Tollwut. Moanst nit a, Brunnauer?“ Der Brunnauer schupfte die Achseln. „I moa iaz gâr nix mehr! Åba wånn er dir unterkimbt, håst jå wohl die Büchs; schoißtn halt zsamm!“ „Als wånn des so leicht war“, brummte der Berner in seinen Bart. Das Gehål kam wieder näher. „Halt, iazt kimbt er wieda!“ sagte der Altacher. Passts guat auf, desmai derfn man nimmer fehl’n!“ „I schoiß neama“, meinte der Brunnauer Knecht, „leckt mi die Gschicht am Buckel, mi graust!“ Derweil kam richtig der Fuchs wieder zurück, ohne die Jäger zu scheuen, lief er ihnen schnurgerade entgegen. „Iazt wird’s ernst!“ kommandierte der Altacher, „schön anschlag’n und guat zieln!“ Drei Schüsse krachten, doch der Fuchs stand da und

schaute mit funkelnden Augen die drei Jäger an. Es waren das der Altacher, der Grundbichler und der Brunnauer. Die andern hatten schon die Flucht ergriffen. Da wurde es auch den dreien nicht mehr geheuer, die Büchse in der Hand, suchten sie das Wei-te. Unter dem Rennen sagte hastig noch der Brunnauer: „Mann-der, åba sågn derf ma neambt, wias gånge is, dös brauch’n’s net z’wissen.“

Am andern Tag kam die Müllerin bei der Brunnauer zur hintern Haustür herein und bat die Bäuerin, ob sie nicht mit ihr allein ein paar Worte sprechen dürfte. Die Brunnaubäuerin, ei-ne große, feste Gestalt, reichte der Müllerin die Hand: „Na, grüaß di Gott, geh nur grad eina in mein Stübl und red di a us; i kann ma’s scho denken, wird da furchtbar schwär ums Herz sei, du ärme Haut! Åber wia i scho såg, dö Leit san gâr a so viel schiach. Wånn oan a Unglück triefft, dån wolln sie’s an glei no schiacha mächen.“ Die Müllerin eine Fünzigerin, lang und hager, setzte sich auf einen Stuhl und fing an zu weinen. „Ganz aus der Weiß’ is’s, Brunnaue-rin, wias mas oamåi mächen! Die Hausbeterin, woaßt eh, dass s’ ma scho lång nit gschåfft hamb, weil s’ ins håit allweil so viel neidi gwen is, dass mir so viel leichter hausn wia sö, bei der is hiaz håit gånz ihr Gruabn voi und gestern hat s’ ma umagschrien, sie hått an Fuchs-köda, wånn i håit oas brauchat. Kannst da denkn, wås mir für an Stich gebn håt, denn i woas a wohl, dass åi Leit sagn, dass der Fuchs, der allweil umanand rennt, mei Mo is. Und gestern auf d’Nacht, weil i eben wegn der Stichred von der Hausbeterin a so greascht ho, håt ma da Jakl, mei Bua, gsågt, dass dei Älta a Jågd veranstalt håt auf’n Fuchs. Woast a nix, wia’s aus-ganga is? Dawischt wernd’s nit håbn, weiln i no ghescht ho uma drei a da Früah.“ Die Brunnauerin rückte verlegen auf dem Stuhl hin und her: „Wissen tua i nix, aber wia i scho såg, i wer das aufrichti sågn; i moan håit net guat, denn mei Älta is so aufgret gwen und so bsunna, wia er hoamkema is. Und i moan, i hob mi net teischt, er håt gâr a wench zidascht.“ „Na, in Gotts Nãm“, meinte die Müllerin, „nåchand is am End halt do a so. Allweil hab

i mi nu trest, dass's vielleicht do zuafällig a kränka Fuchs is. Is dei Älta nit då? I mecht selber gern redn mit eam.“ „Na“, sagte die Brunnauerin, „er is auf Nusan ächi und kimbt de Wocha neama auffa; äba wia i da scho såg, es war a umsisst, denn der sågt nix aus. Aber i werd da an Rât gebn: Geh äbe ins Kirchatâl und zahl dein' Ältn sechs Messn, wiarst scho sechn, dânn wi-ascht a dalöst.“ „Auf dös han i scho denkt und geh a glei morgn äche, äber sågn tua is koan Menschn und du bist a so guat, gell Andl, und sågst nix, wås ma heit då gredt hâmb.“ „Na, wia i scho såg, von mia dafrâgt neamb wås und iazt fällt's ma erst ei, dass i da gâr net amai wås abzschneidn gebn hab, hiaz wâr a weng.“ „Na, i dânk da, is soviel als wânn's wa; i möch-te koa Bröckl, i hâb a so gnuabis untern Hals.“ „Dös hab i da net in Übel, mia gang's netta a so; äba wia i hålt såg, då kann ma håit nix mâchen. Äber i glab's nit, dass dei Älta nit sei Ruah findt, sobaldst in Kirchatal gwen bist.“ Die Müllerin stand auf. „Und iazt wer i geh. Also pfüat di Gott, Brunnauerin, i dânk da halt recht sche für den guatn Rât!“ Dabei reichten sich die beiden die Hände. „Pfüat di Gott a, Müllerin, und wia i scho såg, i winsch da recht viel Glück zu deine Kirchefahrt und dein Ältn d'ewige Ruah!“ Die Brunnauerin begleitete die Müllerin noch bis zum Hausgarten, dem sie aber heut beide keine Beachtung schenkten. „Und wegn da Hausbeterin machst da nit z'viel draus! Gibst in Kittl an Beutler und denkst da: A wås, du kânnst mi Buglffünfan!“ Die Müllerin drückte nochmals ihr Taschentuch ins Gesicht und mit der andern Hand die Hand der Brunnauerin und ging dann müde und gebückt nach Hause. Am andern Tag, als kaum der Morgen graute, war die Müllerin schon auf dem Weg ins Kirchental, als sie über die Einringbrücke, die über die Saalach führt, kam, begegnete ihr der Fuchs, schaute sie mit funkelnden Augen an und stieß ein jämmerliches Geheul aus und verfolgte sie über die Wiesenwege bis zum Stoissengut. Von dort an blieb er zurück. Die folgende Nacht machte er nochmals die ganze Rundreise um den Gerstboden, dann aber war und blieb er verschwunden.

Diese Sage ist noch nicht gar alt und leben heute noch Menschen, die erzählen, dass sie selbst den Müllerfuchs gesehen und gehört haben.

nach Dr. Karl O. Wagner „Pinzgauer Sagen“

## Der Oniwurfgeist

An der Straße nach Saalfelden liegt zwischen Stadlbauer und Grießbauer gerade unterhalb Voglsang der „Oniwurf“. Es ist dies eine unwirtliche Gegend. Ein kleiner Bach quert hier die Straße, die über eine etwas erhöhte Brücke führt. Links der Straße zieht sich eine Au hin und rechts liegt ein kleines Wäldchen. Weit und breit steht kein Haus. Bei Nacht und Nebel ist es eine unheimliche Gegend. Sie wurde früher ängstlich gemieden, da ein Geist hier sein Unwesen trieb. Es kam bald soweit, dass sich des Nachts fast niemand mehr das Straßenstück zwischen der Au und dem Wäldchen durchwandern getraute. Sie machten viel lieber den Umweg über Gerstboden.

Wenn es dunkel wurde, so hörte man im Wäldchen ein unheimliches Ächzen und Stöhnen. Dann ritt ein kleines, geisterhaftes Männlein auf einer feurigen Sau zwischen den Bäumen hin und her, dann über die Straße und entlang des Baches durch die Au. Schon manch einen einsamen Wanderer, der nichtsahnend des Weges kam, hatte der unheimliche Geist erschreckt. Eine Sau ohne Kopf soll einmal eine Magd bis zum Grießbauern verfolgt haben.

Wenn man sofort ein Kreuz schlug und ein Vaterunser betete, dann konnte einem der Geist nichts anhaben. Aber besser war es, diese Gegend bei Dunkelheit zu meiden.

Die alten Leute wissen noch zu erzählen, dass vor uralter Zeit ein Bauer, der eine Sau vor sich her trieb, auf dem Wege nach Saalfelden von einem Landstreicher erschlagen worden sei. Da der Mordbube im Leben der verdienten Strafe entgangen war, muss er nun im Tode als brennende Sau für seine Untaten büßen.

erzählt von Grießbauer Hans



## Die Pucherhäuslquelle

Das Leogangertal gehört zu den landschaftlich schönsten Salzburgen. Im Norden erhebt sich der talbildende Hauptkamm, die Leoganger Steinberge, während sich im Süden die sanften Rücken der Grauwacken von West nach Ost ziehen. In dieser Gebirgszone wurde bei uns schon vor mehr als 1.000 Jahren nach Erzen geschürft. Dieser seltene Reichtum an Edelmetallen, die die Berge ringsum bergen, findet auch in den Leoganger Sagen seinen Niederschlag.

Wenn ein Wanderer von Hütten durch das schöne Schwarzleotal zum Spielberg steigt, so lädt ihn eine große Quelle zur Rast ein, die unmittelbar neben dem Weg aus dem Berge bricht. Die Quelle soll vor Jahrhunderten durch Wassereinbruch in einem Stollen entstanden sein.

Es ist heute nicht mehr bekannt, wann sich die folgende „Geschichte“ zugetragen hat, aber das brauchen wir auch nicht genau zu wissen. Jedenfalls war es zu einer Zeit, als der Schwarzleot- und Nöckelbergbau in voller Blüte stand.

Eines Tages beschlossen ein Teil Gewerken und Knappen einen neuen Stollen zu schlagen. Sie gruben unterhalb der Abergalm in den Berg. Die Knappen waren anfangs sehr arbeitsam und sie führten auch sonst ein ordentliches Leben. Am Barbaratag (4.12.) stellten sie nach altem Brauch für die Bergmandl, die in den Klüften und verlassenem Stollen des Spielbergs hausten, Essen und Trinken auf einen Tisch und hingen in den Stollen ein Grubengewandl. Da die Männlein den Knappen gut gesinnt waren, wenn sie es verstanden hatten, ihre Freundschaft zu gewinnen, so ließen sie die Arbeiter ungestört. Ja, sie führten Knappen sogar oft auf erzeiche Gänge. Sie fanden schließlich hier nicht nur Nickel, Kobalt, Kupfer, wie in den anderen Gruben des Berges. Nein! Hier wurden Gold und Silber zutage befördert. Jahrelang blieb der Stollen so ergiebig, dass sie ihren Lohn in Gold ausbezahlt

bekamen. Es dauerte nicht lange, so hatten sie Geld und Gut im Überfluss, so dass sie ein sorgenfreies Leben führen konnten. Sie bauten sich neben der Pocheranlage, dem heutigen Pucherhäusl, schöne Unterkünfte. Aus dem Süden ließen sie Wein kommen und der Schwarzleobach lieferte ihnen die schönsten Gebirgsforellen. Sie gewöhnten sich leider nur allzu rasch an Trunk und Spiel und das stille Tal wurde bald eine Stätte der zügellosen Freuden. Um sich die Langeweile zu vertreiben, bauten sie eine Kegelbahn. Aber die hölzernen Kegel waren ihnen bald zu wenig nobel. Sie rollten eine Kugel aus purem Gold auf silberne Kegel. Doch währte es nicht lange, so bot ihnen auch das nicht mehr genug Zerstreuung. Sie wurden immer übermütiger und ausgelassener. Bald begannen sie damit, die Tiere, die sie auf umliegenden Bergbauernhöfen und Almen kauften oder später auch stahlen, zuerst grausam zu quälen, bevor sie in die Küche wanderten. Man kam den Übeltätern wohl bald auf die Spur, doch da sie reich waren und auch als sehr rücksichtslos galten, musste man sie wohl oder übel ungestraft lassen.

Nur einer der Knappen, ein älterer, in Ehren ergrauter Mann machte nie mit. Ihn packte oft das Entsetzen, wenn er sah, wie sich seine früher so gutmütigen und arbeitsfrohen Kameraden durch das Geld so verändert hatten.

Eines Abends saß er wieder allein vor seiner Hütte. Die Sonne verschwand langsam hinter dem Spielberghorn und dunkle Schatten senkten sich auf Wälder und Fluren. Doch heute konnte ihn dieses Naturschauspiel nicht so recht erfreuen, denn seine ehemaligen Freunde waren schon wieder auf Abwegen. Plötzlich schreckte er empor. Was war das? Vor ihm stand wie aus dem Boden gewachsen ein Bergmännlein. Ein langer, struppiger Bart bedeckte das abgezehrte Gesicht. Es trug auch nur ein abgetragenes, stellenweise sogar zerrissenes Gewand. Das war aber auch nicht verwunderlich, hatten doch die Knappen schon seit Jahren

am Tage der Hl. Barbara auf die Männchen im Berge vergessen. Erschrocken schaute Hans auf das eigenartige Wesen, das ihn mit zornigen Augen anfunkelte, denn er wusste nur zu genau, dass die sonst hilfsbereiten Männchen auch äußerst unangenehm werden konnten, wenn jemand leichtsinnig deren Feindschaft heraufbeschworen hatte. „Ich komme, um euch zu warnen“, rief es nun mit etwas krächzender, aber durchdringender Stimme. „Unser Langmut hat bald ein Ende. Gebt von eurem Reichtum auch den Armen etwas, statt immer nur zu prassen. Ein halbes Jahr gebe ich euch Zeit zur Besserung. Wenn ihr eure Untaten nicht einstellt, so werden die Wasser der Berge eure Stollen überschwemmen und der muntere Schlag von Hammer und Fäustel verstummt hier für alle Zeit. Du bist der einzige rechtschaffene Mensch. Du liebst auch die Tiere. Du darfst deine Freunde warnen.“ Mit bebender Stimme versprach der Mann alles zu unternehmen, um seine Kameraden wieder auf die rechte Bahn zu bringen. Auf einmal war die seltsame Erscheinung wieder weg, so schnell sie gekommen war. Es konnte aber keine Täuschung gewesen sein. So eilte er sofort zu den anderen Knappen und erzählte ihnen von der eindringlichen Warnung des Männleins. Anfangs schien es, als hätten sich die Knappen eines Besseren besonnen, doch währte es nicht lange. Nach wenigen Wochen gebärdeten sie sich wilder als zuvor.

Eines Sonntags waren sie in ausgelassener Stimmung auf dem Heimweg, nachdem sie die ganze Nacht mit Trinken, Spielen und Lästern im Wirtshaus verbracht hatten. Da sahen sie auf der Grüneckalm einen großen Stier grasen. Schon ritt sie wieder der Teufel. Sie trieben das starke Tier talein und banden es etwas abseits ihrer Unterkünfte an einen festen Pfahl. Nach kurzer Beratung beschlossen sie den Stier bei lebendigem Leibe die Haut abzuziehen. Der alte Knappe bat sie von ihrem schrecklichen Vorhaben abzulassen, doch war alles Reden umsonst. Da rötete sich das Gesicht des braven Mannes vor Zorn und Wut und Entschlos-

senheit blitzte aus seinen Augen. Er wollte mit Gewalt diese gräuliche Tat verhindern. Roh stießen sie ihn aber weg, er stürzte dabei so unglücklich über eine Halde tauben Gesteins, sodass er liegen blieb. Keiner machte Anstalten ihm zu helfen. Im Gegenteil, sie riefen ihm nur höhnisch spottende Worte nach. Mühsam erhob er sich. Alle Glieder schmerzten ihm, doch schien alles noch ganz zu sein. Nur der Kopf brummte und plötzlich musste er mit Schrecken feststellen, dass er bei dem bösen Sturz das Gehör verloren hatte. Die Knappen hatten inzwischen, trotz wütender und kraftvoller Befreiungsversuche, dem Stier die Haut vom Leibe gezogen und über dessen Kopf gebunden. Da rief ein junger Bursche, der es meist am ärgsten trieb: „So wenk da Stia no laffn ko, so wenk a Liad tålaus, so wenk geht's Gold im Berg nit aus.“ Kaum waren aber diese Worte verklungen, da sprang das gepeinigste Tier auf, riss sich los, brüllte dreimal fürchterlich und sprang dann talaus in Richtung Hütten. Die Arbeiter der Schmelzhütte erlösten ihn dort von seinen Qualen. Mit dieser neuerlichen Freveltat war aber das Maß ihrer Sünden voll. Auch das halbe Jahr der Bewährungsfrist war ungenützt vergangen.

Am nächsten Tag fuhren 50 Knappen wie eh und je in das nächtliche Dunkel des Berges. Da vernahm der taube Knappe in der Tiefe ein seltsames Rauschen, zuerst leise, dann immer lauter. Er bat seine Kameraden mit ihm den Stollen zu verlassen. Doch diese lachten nur: „Ha, ha! Unser deröscha Hansl hescht scho wieda mehr wia mia!“ Laut und unheimlich wurde das höhnische Lachen von den Wänden zurückgeworfen. Auf einmal hörte der Taube schauerliche Rufe, die das Rauschen, das immer stärker wurde, noch übertönten. „Oberhofkitz, Schmoiålmhendl, Voglabock, Huntålmkeiwei, Aberggoaß und Grüneckstia iatz geht's mit mia!“

Er rannte voll Entsetzen aus dem Stollen. Kaum hatte er sich ins Freie gerettet, da hörte er hinter sich ein Gurgeln; die Erde

erbebt. Große Wassermassen ergossen sich in die Schächte – überraschten alle eingefahrenen Knappen. Keiner von ihnen sah jemals den Tag wieder. Nur Hans, der stets vergeblich versucht hatte, diese von ihrem sündhaften Treiben abzuhalten, blieb am Leben.

Als er sich einigermaßen erholt hatte, konnte er mit Freude feststellen, dass er durch den Schreck im Berg sein Gehör wiedergefunden hatte.

Er verkaufte schließlich wertvolle Sachen aus dem Besitztum der verunglückten Knappen, so auch die Kegel und die Kugel und verließ unsere Gegend als wohlhabender Mann, um nie mehr zurückzukommen.

Von dieser Stunde an nahm auch die Ergiebigkeit der anderen Gruben langsam ab. Heute erinnern nur noch halbverfallene Stollen und das Rauschen der Pucherhäusquelle an den reichen Bergsegen von einst. Einmal im Jahr versiegt die Quelle, das soll am Jahrestag des Stollenunterganges sein, um dann mit verminderter Stärke wiederzukommen.

Seit dieser Zeit hört man aber auch, dass im ganzen Gebiet Geister ihr Unwesen treiben, die besonders häufig in Tiergestalt auftreten. Vielleicht sind es die Seelen der Knappen, die in Gestalt der von ihnen so häufig gequälten Tiere, ruhelos auf dem Berg herumwandern und auf Erlösung harren.

## Saaleck

Auf der sonenseitigen Terrasse nördlich von Leogang, etwa 200 Meter oberhalb des Talboden, liegt ein alter Einödhof, der einst dem Herrn von Saaleck zu Besitz und Eigen war.

Als vor vielen Jahrzehnten die Knechte des Herrn von Saaleck unterhalb des Hofes beim Laubheuen Rast hielten, entfiel beim Jausnen einem der Knechte ein Brotlaib. Dieser kollerte den steilen Hang hinab. Der Knecht eilte sofort dem Laibe nach und er fand ihn schließlich in der Mitte der heutigen Spitalhalde. Ein mächtiger Baumstrunk hatte ihn aufgehalten. Zwischen den bleichen, rindenlosen Wurzeln lag, halb von Erde und Laub verdeckt, ein alter unansehnlicher Topf. Verwundert betrachtete der atemlose Knecht das seltsame Gefäß. Oft und oft war er hier vorbeigekommen, noch nie aber war ihm etwas aufgefallen. Noch weit mehr überrascht war er jedoch, als er den Deckel hob; es gließte und glitzerte, dass er fast geblendet wurde. Er war bis zum Rand mit altertümlichen Gold- und Silbermünzen gefüllt. Kopfschüttelnd überlegte er, was nun zu tun sei. Einem inneren Zwang folgend, wollte er zuerst mit dem wertvollen Fund zu den anderen Dienstboten eilen. Plötzlich stockte sein Schritt, er besann sich kurz und eilte dann raschen Schrittes zum Baumstrunk zurück. Hier begann er den Topf mit Laub und Ästen zu bedecken. Die anderen sollten von dem Fund nichts erfahren, dass er den Schatz allein besitze. Der Knecht merkte sich die Stelle gut und kehrte zu seinen Freunden und Arbeitskollegen zurück, als ob nichts vorgefallen wäre.

Groß aber war die Enttäuschung, als er nach Feierabend allein zur bewussten Stelle schlich. Soviel er auch die Äste und das Laub durchwühlte, der Schatz war und blieb verschwunden. Das war wohl die Strafe für den Geiz. Hätte er mit den anderen geteilt, wie es einem ehrlichen Mann würdig gewesen wäre, so hätte wohl jeder von ihnen einen Notgroschen.

Viel, viel später soll ein anderer Bursche ungefähr an derselben Stelle einen offenen Topf vollgefüllt mit Gold und Silber entdeckt haben. Als er aber gierig danach langten wollte, war er verschwunden.



## Die steinernen Brotlaibe

Wer in der Kirche zu Leogang auf den Turm klettert, findet in halber Höhe auf einer Truhe zwei seltsam geformte fast runde Steine. Ein ähnlicher Stein hängt am Perpendikel der großen altertümlichen Uhr.

„Die schauen ja fast aus wie Brotlaibe“, meinte kürzlich mein Begleiter scherzhaft zum jungen Kooperator, der uns auf den Turm führte. „Es sind tatsächlich steinerne Brotlaibe, so heißt es wenigstens in einer Sage, die bei uns häufig erzählt wird“, begann der junge Geistliche.

Vor vielen, vielen Jahren, da besaßen zwei Leoganger Bergbäuerinnen nur einen Backtrog und einen Backofen, den sie abwechselnd benützten. Um Holz und Arbeit zu sparen, backten sie jeweils an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, meist nur 3 bis 4 Mal im Jahr.

Wieder war Backzeit. Als die erste der beiden Frauen die Laibe geschickt in den Ofen schob, schaute ihr unverwandt ein kleines Männlein zu. Als die Frau nach einiger Zeit die gebackenen Wecken und Laibe aus dem Backofen holte, saß das seltsame Männlein immer noch da. Es guckte nun mit verlangenden Augen zu den Brotlaiben, die so köstlich dufteten. Schließlich fasste er sich ein Herz und bat die Bäuerin um ein Stück Brot. Die Frau aber war geizig und sie hatte stets wenig Mitleid mit den Armen. So hatte sie auch diesmal nur ein Scheltwort für das hungrige Männlein übrig. Ohne ein weiteres Wort zu sagen verschwand das Männchen. Wenn die Frau aber in den zornigen Augen des seltsamen Gastes lesen hätte können, so wäre ihr wohl anders zumute gewesen.

Am nächsten Tag backte nun die Nachbarin, eine rundliche gutmütige Frau, die keiner Fliege jemals etwas zuleide getan hatte. Wieder saß das Männlein kaum einen Steinwurf weit von der

Backstube entfernt auf einer Torsäule und schaute interessiert zu, wie die Bauersfrau flink am Werke war. Kaum hatte die Frau aber das Brot aus dem Ofen geholt, da bat das Männlein wieder um eine kleine Gabe, da er so hungrig sei. Sofort schnitt ihm die Bäuerin ein großes Stück ab und reichte es ihm. Nun konnte der Kleine essen, solange er Lust und Hunger hatte. Als die Frau sah, wie gut es dem Männchen schmeckte, gab sie ihm noch einen großen Laib mit den Worten: „Segn’s God!“

Nach einigen Tagen wanderte die Frau zum großen Holzschlag, Stunden oberhalb des Hofes. Sie wollte Heidelbeeren pflücken; denn „Moosbänudln“ und „Moosbämuas“ aßen alle am Hofe für ihr Leben gern. Unermüdtlich stieg sie zwischen den Heidelbeersträuchern hin und her; kreuz und quer durch den Bergwald; grabenauf und grabenab! Als sie nach vielen Stunden noch zu keinem Weg kam, musste sie erschreckt feststellen, dass sie sich wohl verirrt hatte. Auch der Hunger begann die arme müde Frau bereits zu plagen.

Plötzlich sah sie aus einer schmalen Schlucht Rauch aufsteigen. Da die Bäuerin, wie die meisten Frauen, etwas ängstlich war, schlich sie vorsichtig hin, jederzeit bereit davonzulaufen. Was sah sie da? Am Grunde der Schlucht stand ein niedliches Häuschen, daneben rauchte ein Backofen. Verwundert betrachtete sie mehrere winzige Männlein, die gerade beim Brotbacken waren. Die einen kneteten den Teig, die anderen formten Laibe und schossen sie geschickt in den Backofen. Andere wieder schleppten emsig pechige Knüttel und Reisig herbei und schürten damit das Feuer. Eine Weile schaute die Bauersfrau zu, da entdeckte sie auf einmal das seltsame Männlein, das vor wenigen Tagen bei ihr gebettelt hatte. Nun wagte sie sich hervor und sie bat das verdutzte Männlein um ein Stück Brot. „Warte ein Weilchen, es ist noch nicht fertig“, war die Antwort des Männleins. Da die Frau auch recht müde war, beschloss sie sich erst richtig auszuruhen.

Kaum hatte sie sich auf dem weichen Waldmoos ausgestreckt, war sie auch schon eingeschlafen. Als sie wieder erwachte, war auch das Brot der Männlein fertig. Sie bedankte sich für die Gabe und begann sofort zu essen. Mehr als die Hälfte verspeiste sie und den Rest verpackte sie in ihrer Tasche und machte sich auf den Heimweg.

Wie staunte sie aber, als sie zu Hause das Brot auspackte, es war wieder ganz geworden. So oft sie nun von diesem wunderbaren Laib ein Stück abschnitt, er nahm kein Ende, denn wenn sie den Rest des Laibes in den Brotschrank legte, wurde er wieder ganz. Noch größer aber wurde die Freude, als sie merkte, dass das Brot stets gleich frisch blieb, auch der Geschmack blieb vorzüglich. Nun hatten sie Brot so oft und so viel sie wollten. Die geizige Bäuerin beneidete natürlich ihre Nachbarin und nur mit Unwillen machte sie sich an die Arbeit, als das Brot am Hofe wieder zu Ende gehen wollte. Wie erschrak sie aber, als sie nach dem Backen das Brot herausnahm, alle waren hart wie Stein. Als sie am nächsten Tag das Backen wiederholte, war es dasselbe, steinerne Brotlaibe kollerten mit lautem Gepolter auf das Pflaster vor dem Backofen. Nun musste die hartherzige Bäuerin selbst zur Nachbarin um Brot betteln gehen. Da diese auch nur jeweils einen Laib zur Verfügung hatte, gab sie ihr jeden Tag einen halben Laib.

Viele Jahre blieb dieser Segen erhalten. Eines Tages musste die Bäuerin auf einige Tage verreisen. Ihre Schwester war erkrankt und bedurfte dringend ihre Hilfe. Die junge Magd aber schnitt, ohne zu ahnen, was sie anrichtete, zur Jausenzeit Stück für Stück herunter, bis der Laib ganz aufgeschnitten war. Als das letzte Stückchen verzehrt war, erneuerte sich das Brot nicht mehr. Der Segen war für ein und allemal zu Ende.

Die steinernen Brotlaibe aber bewahrte der Pfarrer des Ortes in der Kirche auf, als Mahnung für alle, die nicht Gottes Gebot achten: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.“



## Der versteinerte Jäger

Steigt man von Hütten über die Maureralm zum Maurerköpfl, so kommt man fast ganz oben an zwei seltsam geformten Felszacken vorbei. Viele Bergwanderer kennen diese Felsgebilde. Der Volksmund nennt sie den versteinerten Jäger. Warum sie so genannt werden, erzählt uns folgende Sage.

Vor einigen hundert Jahren lebten auf Saaleck zwei ungleiche Brüder. Der ältere war mit Leib und Seele Bauer. Er führte mit großer Freude den Pflug über seine Äcker, um sich auf ehrliche Bauernweise das Brot zu verdienen; auch galt er als gottesfürchtig und fromm. Der jüngere aber kannte kein größeres Vergnügen als die Jagd. Ihm lagen die scheuen Rehe und die flinken Gämsen, die die Wälder rings um Saaleck bevölkerten, mehr am Herzen als die Wiesen und Felder daheim am Hof. Bald kannte er alle Steige und Wildwechsel. Schließlich steigerte sich die Jagdlust zur Leidenschaft, dass er auch seinen Schöpfer zu vergessen begann. Er brachte den Namen Gottes kaum mehr über die Lippen außer zum Fluchen. Auch an Sonntagen jagte er in den Bergen dem Wilde nach statt die Messe zu besuchen und zu beten, wie es bei jedem rechtschaffenen Christen damals noch Sitte und Brauch war.

Eines Sonntags, schon sehr zeitig in der Früh, machte sich der Herr von Saaleck wieder auf den Weg. Er wollte die weiße Gämse schießen, die am Maurerkopf gesehen worden war. Der Jungknecht vom Maurerbauer, ein flinker und aufgeschlossener Bub, stieg auch mit. Er musste den Saalecker meist begleiten, wenn er in diesem Gebiet jagte. Der Aufstieg war beschwerlich, denn immer wieder versperrten Latschen oder kleine Felswände den Weg. Auch konnten sich die beiden Hunde, die der Jäger stets bei sich hatte mit dem steilen Gelände nicht recht abfinden; dennoch standen sie bei Tagesanbruch schon hoch oben in den Wänden. Während sie sich ein wenig ausruhten, erklang munter im Tal ein Glöcklein, das die gläubigen Leoganger zur Frühmesse einlud. Der Jäger hörte das Tönen des Glöckleins wohl, allein er achtete nicht darauf. Er dachte auch kaum einmal daran, dass der Tag des Herrn sei und dass es wohl sündhaft sei, an diesem Tag auf die Gamspirsch zu gehen. Der junge Bursche aber fragte, ob er nun wohl

umkehren könne, damit er noch zur Kirchzeit ins Dorf käme. Der Jäger aber spöttelte nur: „Bleib nur da, ich brauch dich noch! Das Pfeifen der Gämsen ist doch viel schöner, als die Predigt in der Kirche.“ „Sprich nicht so gottlos“, wollte der Junge entsetzt rufen, da besann er sich darauf, dass der jüngere Saalecker als ein zorniger und unbeherrschter Herr galt und er wagte nicht zu widersprechen. Nach kurzer Rast stiegen sie weiter. Gerade als sie den Maurerkopf erreichten, begann die Glocke im Dorf abermals zu läuten. Es war das Viertelläuten. Etwas später ertönten alle Glocken auf einmal, sie riefen zum Hauptgottesdienst. Da der Ostwind wehte, klang das Geläute rein und klar zu ihnen herauf. Das Läuten war diesmal aber unheimlich laut und mahndend. Der Junge empfand es als eine Aufforderung, sofort zurückzugehen. Der Jäger aber war für solche Dinge längst taub geworden. Nach wenigen Minuten stiegen sie in die Wände, um den Gämsen nachzujagen. Schon nach kurzer Zeit erklang wieder das Glöcklein. Der Jungknecht rief: „Herr, jetzt ist die Wandlung!“ Er entblöbte sein Haupt, kniete nieder und bekreuzigte sich. Auch der Jäger schien sich zu besinnen und vielleicht wollte er dasselbe tun. Da tauchte vor ihnen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen der weiße Gamsbock auf. Sofort war alles vergessen. „Wandlung hin, Wandlung her, der weiße Gamsbock muss jetzt her!“ flüsterte er dem Jungknecht zu und schon schlich er jede Deckung ausnützend zu einem großen Felsblock, der ihm als Auflage für sein Gewehr dienen sollte. Flink legte er an und schoss, dann lehnte er sich auf die Stutzen und jauchzte, denn er wusste, dass er getroffen hatte. Der Gamsbock aber blieb unbeweglich stehen. Verblüfft starrte ihn der Jäger an. Hatte er gefehlt? Kaum zu glauben. Schnell lud er wieder durch, zielte kurz und schoss abermals. Wieder nichts! Da zog plötzlich pechschwarzes Gewölk von den Dreizinthörnern herüber und hüllte sie in eine undurchdringliche Finsternis. Ein orkanartiger Sturm raste durch die Reißensandscharte und über den Berg-Grießen, dass die Leute im Tal schon glaubten, die Welt gehe zugrunde. Zu Tode erschrocken begannen beide mit dem Abstieg, doch kamen sie kaum von der Stelle. Auch im Berginneren rollte und donnerte es und Felsen klafften auseinander. In so eine Spalte

stürzte der Jungknecht, das war seine Rettung.

Als das Unwetter endlich vorüber war und sich der Himmel wieder etwas aufhellte, kroch der Bub aus der schützenden Höhle und schaute nach dem Jäger und seinen Hunden aus; die aber standen versteinert auf dem Grate des Maurerkopfes. Das war die Strafe dafür, dass er den Tag des Herrn entweiht und Gott gelästert hatte.

Seither stehen diese Felszacken als Warnung für jedermann auf dem Felskopf. Sie mahnen alle, die vorüberwandern, an die Pflicht, Gott zu geben, was Gottes ist. Erschrocken betrachtete der Junge den versteinerten Jäger, dann kehrte er müde und matt zurück ins Dorf und erzählte dort, wie alles gekommen war. Nach vielen, vielen Jahren stiegen eines Tages ein alter Förster und ein junger Forstgehilfe auf den Maurerkopf. Als sie an diesen Felszacken vorbeikamen, machten sie Rast und der Alte erzählte die Geschichte des versteinerten Jägers. Er endete mit der Feststellung, dass nach des Volkes Glaube

jeder sein Leben verwirkt habe, der versuchen würde, diese versteinerten Gestalten hinabzustoßen.

Der junge Jäger, der schon während der ganzen Erzählung ein etwas ungläubiges Lächeln auf den Lippen hatte, erklärte sofort er glaube nicht an diese Mär und er wollte es versuchen. Der Förster wollte ihn noch davon abhalten und sagte: „Spotte nicht, es ist viel Wahres dran an den Geschichten, die das Volk erzählt.“ Der Forstgehilfe ließ sich jedoch nicht von seinem Vorhaben abbringen. Er trat zu einem der versteinerten Hunde hin und stieß ihn mit dem Schaft des Gewehrs in die Tiefe. Dabei verfang sich jedoch der Gewehrriemen unglücklich an einem Felszacken. Da er seine kostbare Jagdwaffe nicht sofort auslassen wollte, war es zu spät; er stürzte mit in die Tiefe.

Seither wagte niemand mehr, die noch stehenden Felsgebilde anzutasten.



## Der Wettermacher-Thomal

Vor vielen Jahrzehnten lebte in Leogang der Schneider Thomal. Er war wegen geheimnisvollen Kräften, die in ihm schlummer-ten, in der ganzen Gegend bekannt. Er verstand sich be-sonders aufs Wettermachen und die Leute nannten ihn daher auch oft den „Wettermacher Thomal“. Da er es nicht jedem Recht machen konnte, hatte er bald mehr Feinde als Freunde. Schließlich ver-ließ er das Dorf um den Sommer auf einer Alm als Schwendter zu verbringen. Dort gefiel es ihm so gut, dass er bald nicht mehr daran dachte, dass er für den Aufstieg zur Alm gutes Wetter ge-macht und seither nicht mehr geändert hatte. Die Bauern hatten im Frühjahr, wie alle Jahre, mit großem Fleiß ihre Felder bestellt. Nun hatte es aber mehr als 6 Wochen nicht mehr geregnet. Tag für Tag brannte die Sonne unbarmherzig vom wolkenlosen Himmel und versengte die Fluren. Die Bauern betrachteten voll Sorge die ausgedörrten Wiesen und die halbleeren Ähren. Auch das Wasser wurde knapp. Die Ache rieselte nur noch als dünner Faden durch das Tal; die meisten Seitenbäche und viele Brunnen waren längst versiegt.

Wohl standen im Westen, im sogenannten Wetterwinkel zwi-schen Spielberg und Dreizinthorn, oft dunkle Wolken und er-weckten immer wieder Hoffnung auf Regen. Doch seltsam, kei-nes der aufsteigenden Gewitter entlud sich über dem Dorf. Im-mer wieder kam ein starker Wind auf und vertrieb die Wolken in kürzester Zeit. Bald war das Firmament so blau wie zuvor.

Alle Tage beteten die Gläubigen in der Kirche voll Inbrunst: „Herr, schicke zur rechten Zeit Regen und milden Sonnenschein und gib uns eine gesegnete Ernte.“ Doch schien der Herrgott für ihre Bitten taub geworden zu sein. Da erinnerten sich die Bauern des Wettermacher Thomal und sie baten den Pfarrer und den Bürgermeister ihn herholen zu dürfen. Der Pfarrer und der Bür-germeister glaubten nicht an den Unfug, wie sie es nannten und erlaubten es vorerst nicht. Wieder vergingen einige Tage ohne

Regen. Als kein anderer Ausweg mehr möglich schien, ließ der Bürgermeister den Thomal zu sich kommen – bat ihn, er solle versuchen, das Wetter zu ändern. Der Thomal war sich sofort klar darüber, dass er durch seine Vergesslichkeit an der großen Dürre schuld war und er machte sich sofort an die Arbeit. Er zog ein abgegriffenes Büchlein aus der inneren Rocktasche und be-gann ein sonderbares Treiben. Er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und murmelte unverständliche Worte. Dabei blickte er unverwandt in Richtung Spielberg, als erwarte er jede Sekunde das Aufsteigen eines Gewitters. Und richtig; bald stieg ein seltsamer Dunst auf und daraus ballten sich finstere Wolken zusammen und in Windeseile näherten sie sich gleich einer rie-sigen schwarzgelben Gestalt dem Dorfe. Das Gewölk senkte sich tief und unheimlich zur Erde und verkehrte den Tag in Nacht. Die Leute bekamen bereits Angst und auch der Thomal hatte ein ko-misches Gefühl in der Magengegend. Hatte er in seinem Eifer zu viel des Guten getan? Mit einem Male begann es so stark zu ha-geln, wie es auch die ältesten Leute im Dorfe noch nie erlebt hat-ten. Der Rest an Feldfrüchten und Gemüse wurde erbarmungslos zerschlagen und die ausgetrockneten Bächlein schwellen in we-nigen Minuten zu reißenden Wildbächen an. Sie rissen gewaltige Felsblöcke und zahllose Baumstämme mit sich und richteten in Feld und Flur unermesslichen Schaden an.

Nun richtete sich die wochenlang aufgespeicherte Wut der Dorf-bewohner gegen den Schneider Thomal und sie hätten ihn wohl übel zugerichtet, wäre es ihm nicht gelungen, im Pfarrhof Schutz zu suchen. Hier entdeckte der alte Pfarrer, nachdem er mit dem Thomal längere Zeit gesprochen hatte, dass er als junger Pries-ter bei der Taufe des Thomal etwas Wichtiges ausgelassen haben musste und er taufte ihn noch einmal, nachdem ihm der Mesner mit geweihten Palmzweigen den Teufel ausgetrieben hatte.

Nun hatte auch der Thomal keine Macht mehr über das Wetter, was von den meisten Dorfbewohnern nur begrüßt wurde.

## Die wilden Frauen vom Roßboden

Zu den ältesten und interessantesten Sagenfiguren unserer Heimat gehören die wilden Frauen.

Auch in Leogang erzählen sich alte sagenkundige Leute eine Mär von seltsamen Wildfrauen, die vor vielen Jahrzehnten am Haschtl-Roßboden und im Hirnreiterwald gehaust haben sol-len. Besonders an zwei seltsam geformte Felsstücke knüpft das Volk eine Sage. Der eine Stein sieht aus wie ein Mädchenkopf. Augen, Nase und Mund sind deutlich zu sehen. Am Haupte trägt er eine Krone. Am anderen Stein findet der aufmerksame Beobachter den Fuß einer großen Frau eingedrückt. Die Wildfrauen am Roßboden waren groß und kräftig und meist auch von schöner Gestalt. Das flachsblonde Haar reichte fast bis zum Boden und ihre Augen waren blau wie die Kornblumen. Zuweilen konnte man sie in Mondnächten am Saubach sehen, wie sie ihr goldenes Haar kämzten oder ihre Hirschkühe tränkten.

Sie meinten es fast immer gut mit den Menschen, die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Manchmal kamen sie auch zu den Bauernhöfen, besonders zum Haschtlbauer, aber auch zum Vorderrieder und zum Sinnlehen. Sie lauschten an der Stubentür oder an den Fenstern und freuten sich am genügsamen und friedlichen Leben der Bergbauern. In der Erntezeit packten sie zuweilen sogar selbst fleißig zu. Sie waren gern gesehene Gäste, denn die Arbeiten gingen ihnen so leicht von der Hand, dass es eine Freude war und Segen lag auf den Höfen, die sie besuchten; meist verschwanden sie aber nach kurzer Zeit wieder, so schnell wie sie gekommen waren. Immer ohne Abschied und ohne Lohn.

Der älteste Sohn eines Hirnreiterbauern verliebte sich einst in eine schöne Wildfrau und er kam oft heimlich mit ihr beim Roßbodenschem zusammen. Er blieb oft die ganze Nacht bei ihr, ohne dass dabei etwas Unrechtes geschah. Nach wenigen Wochen ungetrübten Glückes musste der Bursche auf Wunsch des Vaters die schöne Tochter eines reichen Bauern aus dem Saalfeld-

ner Gerstboden heiraten. Kurz nach der Hochzeit besuchte der junge Bauer seine geliebte Wildfrau und er erzählte ihr nach langem Zögern von seiner ungewollten Heirat. Da sagte die schöne Frau mit trauriger Stimme: „Wir müssen uns sofort trennen und wir dürfen uns nie mehr sehen. Ich will aber weiterhin der gute Geist deines Hauses bleiben. Ich trete mit meinem linken Fuß in den Stein. Solange der Fußtritt sichtbar bleibt, wird der Segen von dir und deinem Hofe nicht mehr weichen.“

Häufig herrschte bei den wilden Frauen große Not, so dass die sonst so menschen-scheuen Bewohner des Roßbodens zu den Stallmägden der Hirnreiter Bauern kamen, wenn sie die Kühe melkten und baten sie um Speis und Trank. Meist füllten diese ihre Schüsselchen mit kuhwarmer Milch. Die alte Bäuerin legte viel Wert auf ein gutes Verhältnis zu den wilden Frauen. Schon seit Jahren stellte sie jeden Abend einen irdenen Hafen auf die Hausbank, der meist mit nahrhaftem Brei angefüllt war. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit verschwand der Topf. Am Morgen stand er leer wieder auf der Rastbank. Nachdem die schöne, aber geizige Bäuerin einige Monate auf dem Hof geschafft hatte, reute sie bald die gute Milch und das „sündteure Essen“, wie sie es nannte und sie verbot der alten Bäuerin kurzerhand den Hafen wieder anzufüllen. Der leere Topf wurde wie alle Abend abgeholt. Am frühen Morgen aber stand er nicht mehr da, dafür hörte man Klagerufe aus dem Hirnreiterwald. Seither wurden die wilden Frauen in unserer Gegend nie mehr gesehen und kein Mensch wusste zu sagen, wohin sie gegangen waren.

Noch sind die Spuren der Wildfrauen, der Fußtritt und der versteinerte Mädchenkopf, deutlich zu sehen. Wenn diese Steine aber zu verwittern beginnen, dann wird das Glück von dieser Gegend langsam weichen; so erzählt es das Volk am Herdfeuer und beim Spinnrad in den langen Winterabenden.

erzählt von Simon Scheiber





